



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reisebilder.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Meere kommt, ist allerdings bedeutend; das Ausfuhrverbot desselben wird jedoch Europa weniger hart treffen, wenn es sein Korn aus den Donaufürstenthümern, aus der Levante und aus Polen beziehen kann. Daß es, wie Herr Picard hofft, gelingen werde, diese Kornkammer Polens von dem russischen Reiche abzutrennen, ist sehr zu bezweifeln. Aber jedenfalls ist bei einem Friedensschluß mit Rußland der ökonomische Gesichtspunkt sehr zu berücksichtigen: der Umstand, daß, wenn ein Getreidemangel in Europa eintritt, der Kaiser von Rußland durch ein Ausfuhrverbot Europa aushungern kann. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß bei dem Ueberfluß an Getreide die Bevölkerung Rußlands, welche in den letzten fünfzig Jahren sich verdoppelt hat, bei derselben Progression gegen Ende dieses Jahrhunderts die Zahl von 130 Millionen erreichen wird, während in dem übrigen Europa die Bevölkerung schon wegen den Auswanderungen keineswegs in gleichem Maße zunimmt. Es ist dies eine große Gefahr für Europa, welcher vorzubeugen eine Hauptaufgabe bei einem Friedensschluß sein wird.

Reisebilder.

Helgoland. Schilderungen und Erörterungen von Friedrich Detker. Mit einer Ansicht und zwei Karten. Berlin, Franz Duncker. — Pariser Briefe über Leben, Kunst, Gesellschaft und Industrie zur Zeit der Weltausstellung im Jahr 1855. Von M. G. Saphir. Leipzig, Hartleben. —

Nach Constantinopel und Brussa. Ferienreisen eines preussischen Juristen. Berlin, Schneider & Comp. —

Die Insel Helgoland, der beliebte Badeort, hat in neuester Zeit auch als britischer Werbeplaz die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich gezogen, und man ist geneigt gewesen, allerlei Möglichkeiten, wodurch diese Insel einmal für England oder für Deutschland ein sehr wichtiger maritimer Punkt werden könnte, zu erdenken. Der Verfasser der ersten unter den genannten Schriften, durch vieljährigen Aufenthalt auf das genaueste mit der Natur Helgolands und den Sitten seiner Einwohner vertraut, hat sich nun die Mühe gegeben, die Geschichte der Insel, ihre Bedeutung, ihre gesetzlichen Einrichtungen u. s. w. in einer streng wissenschaftlichen Form zusammenzufassen. Man kann den kleinsten Gegenstand ebenso gründlich behandeln, als den großen, und so ist diese Monographie in ihrer Art ein Musterwerk, obgleich wir uns der Bemerkung nicht erwehren können, daß eine gedrängtere Darstellung dem Erfolg des Buchs keinen Schaden gethan haben würde; 600 Seiten über die Insel Helgoland

wird für die meisten Leser doch etwas zu viel sein. Der Verfasser hält sich so objectiv, als die Sache erfordert; wo er aber einmal auf politisches Raisonnement eingeht, und das geschieht namentlich in Bezug auf die schleswig-holsteinische Angelegenheit, freuen wir uns, mit ihm vollständig übereinstimmen zu können. Er stellt die Schmach Deutschlands mit einer edlen Wärme dar, aber er ist keineswegs hoffnungslos, und da es keinen Punkt gibt, der für die einstige Entwicklung unsers Vaterlands so wichtig wäre, als diese bisher so unglücklich geführte Angelegenheit, so ist auch in dieser Hinsicht das Buch eine beachtenswerthe Erscheinung.

Wenn wir in der Darstellung Helgolands von der Person des Verfassers wenig bemerken, so drängt sich diese in den pariser Briefen um so zudringlicher auf, und leider müssen wir zusehen, es ist keine sehr anziehende Persönlichkeit, die uns begegnet. Diese Art von Humor, die weiter nichts ausdrückt, als eine Mischung von krankhaft gesteigerter Anmaßung und unsicherm Selbstgefühl, sollte doch endlich aus der Literatur verschwinden. — Wir wollen einige Belege anführen. — Herr Saphir kommt in Dresden an; er will etwas zu essen haben, aber sämtliche Kellner sind von dem Gedanken erfüllt, daß Pepita da ist (S. 11.) „Die Pepita sprach wie Recha zu Nathan dem Weisen: Du athmest Wand an Wand mit ihr und eilst nicht, deine Recha zu umarmen? Sie haben eine lebendige Phantaste, können Sie sich die Pepita als Recha denken und mich als Nathan? Warum nicht? Weise bin ich doch wol genug? An Kameelen fehlts mir auch nicht u. s. w.“ — „Ich ließ fragen, ob die Pepita mich empfangen wollte; das Stubenmädchen meinte, sie wüßte nicht, ob die Pepita so spät Abends noch empfangen würde, ich beruhigte die Zweiflerin über diesen Punkt, und als sie zurückkam und mir die Kunde brachte, die Pepita will mich vorlassen, sah sie mich erstaunt an und dachte: Daß muß ein großes Thier sein!“ — Darauf hat Herr Saphir noch mehre weitere Gedanken und fährt dann S. 13 fort: „Das alles dachte ich, als ich der Pepita Abends — um die Geisterstunde — ins spanische Auge sah, und ich las darinnen Seite 18, Zeile 20 u. s. w.: Carrachos! Ihr Deutsche seid doch rechte —! Hier schlug die Pepita das Auge nieder, wodurch ich nicht weiter lesen konnte. Ein Auge war ihr vor Schlaf schon zu, sie kam mir vor wie die Eboli und ich wie Carlos. Beim wunderbaren Gott! das Weib ist schön! Dann betrachtete ich ihre Haare und sagte zu mir: Vergessen Sie nicht, mein Prinz, das ist spanischer Haarboden! Ich entfloß und schlief darauf so ruhig, als hätte ich gar keine Gemüthsbewegung gehabt, und sah zwischen mir und der Pepita nichts als ein doppeltes t, ein tt, eine Thür und: die Tugend! Bei ähnlichen Gelegenheiten empfehle ich Vätern, Müttern, Ghemännern immer nur das doppelte t: Thür und Tugend. Es ist immer besser zwei Schildwachen als eine.“ — In dieser faden Weise geht es weiter fort. Auch die

pariser Industrieausstellung, der Hauptgegenstand des Buchs, wird mit derselben Art von Humor behandelt. — Noch einen Zug schöner Bescheidenheit wollen wir anführen (S. 224). Es bezieht sich auf das alte Verhältniß Saphirs zu Börne. Dieser sagte einmal zu seinem Freunde: Nun, Saphir, helfen Sie mir an nichts denken. Er behauptete nämlich, er befinde sich nur dann wohl, wenn er an gar nichts denke. Das könne er aber nicht allein, dazu müsse ihm immer jemand helfen; namentlich aber, sagte er, gelänge es ihm ganz und gar, an nichts zu denken, wenn ein deutscher Professor mit ihm discurre. Aber, erwiderte Saphir, ich bin ja kein Professor, im Gegentheil, ich leide an Diarrhöe. — Ferner S. 225: „Ich arbeite sehr schnell; eines Tages kam Börne gegen zwölf Uhr Mittags zu mir hinauf und sagte: Heute haben Sie Ihre Vorlesung im Salon Bossange, über was werden Sie lesen? — Heute? rief ich erschrocken aus; heute? Schwerenoth, daran hab ich ganz vergessen! Nun muß ich mich gleich darüber machen. — Sie haben gewiß über dem Boeuf gras gestern, über dem Zug des Faschingsochsen, daran vergessen. — Gewiß! aber der Dchs muß mir das vergüten! Einer hilft dem andern! Ich werde über den Zug des Faschingsochsen durch Paris lesen. — Gut, sagte Börne, ich will euch nicht stören, thut als ob ich gar nicht hier wäre. — Er setzte sich an den Kamin, ich an den Schreibtisch, und mein Dchs hatte in einer Stunde solche Fortschritte gemacht, daß wir beide ein bißchen ruhen konnten. — Wie sind Sie glücklich, sagte Börne, so geschwind zu arbeiten, ich kann das nicht! — Ja, entgegnete ich, daher hält Ihre Arbeit für die Ewigkeit, meine aber ist bald zerbrochen und unbrauchbar!“ — Es macht doch einen wohlthuenden Eindruck, wenn berühmte Männer auch einmal bescheiden sein können. — An dem Besuch bei dem sterbenden Aristophanes fehlt es natürlich auch nicht. Heine schreibt von seinem neuen Freunde (S. 230): „Herr Saphir ist einer der geistreichsten Männer Deutschlands, und wir haben sehr viel gemeinschaftliche Feinde; dabei soll er sehr gutmüthig sein, was doch auch eine gute Eigenschaft ist.“ — Heine erzählt, daß er jährlich 6000 Franken von seiner Familie und 6000 Franken von Campe in Hamburg habe. Das sind jährlich 12,000 Franken Renten (3200 Thaler); er brauche aber wenigstens 20,000 Franken. — Es ist schmähtig, was Deutschland seine Dichter hungern läßt! Herr Saphir hat vor einem Vierteljahrhundert ein Büchlein geschrieben: Die Napoleoniden. „Ich sang jene Lieder des Schmerzes über den Untergang einer erhabenen Erscheinung, als es höchst unrathsam war, eine solche dichterische Begeisterung für den vom Himmel gestürzten Halbgott zu manifestiren u. s. w.“ Diese Gedichte hat er die Ehre gehabt, Sr. Majestät dem jetzigen Kaiser zu überreichen. „Es wäre nicht sehr zu verwundern, wenn die Napoleoniden der Gegenwart einen Dichter freundlich aufnahmen, einen Dichter, dem die französische Literatur so schmeichelhafte An-

erkenntnis zollt, und der zur Zeit, als jede Leier über Napoleon schwieg, den großen Helden beweinte und besang. Die Napoleoniden sind alle, alle ausgezeichnete Geister, ungewöhnliche Menschen, welthistorische, bedeutsam, intensiv interessante Persönlichkeiten; das ist wahr und das wird niemand in Abrede stellen, den politischen Standpunkt ganz außer Acht lassend. Ich habe sonst nichts von den Napoleons gewünscht, nichts gewollt, nichts wünschen gewollt. Deutsche Gerüchts- und Neuigkeitsfalschmünzer haben drucken oder schreiben lassen, ich hätte von Napoleon 20,000 Franken erhalten. So dumm kann nur ein deutscher Zeitungscorrespondent sein! Ich wollte Napoleon hätte mir 20,000 Franken gegeben, damit ich in der Lage gewesen wäre, sie ihm demüthigt zurückzustellen. Ich hätte 20,000 Franken ebensowenig angenommen, als 1000, als 10 Franken Es war mir interessant, jene Lieber dem Neffen dessen, der mich zu ihnen begeisterte, überreichen zu können. Es ist ein historisches Factum, ein historisches Curiosum, ein historisches Unicum. Es ist für mich, für mein Leben, für meine Memoiren, für das Geschick meiner Dichtung ein interessanter Moment.“ — Neben diesen Fajeleien finden sich aber zuweilen auch recht interessante und eindringende Beobachtungen. Als Probe wollen wir auszugsweise seine Beschreibung des Kaisers mittheilen.

Ludwig Napoleon ist von mittlerer Statur, sein erster Anblick, seine Haltung militärisch. Sein Gesicht ist scheinbar unbewegt, sein Mund ist blaß, und die feinen schmalen Lippen werden selten geröthet, aber sie sind geistreich geschnitten. Seine Augen sind glanzlos, aber man irrt, wenn man sie ausdruckslos nennt. Wenn man lange in diese Augen hineinschaut, und nicht nur lange, sondern tief hinein, so liegen weit, weit im Hintergrunde die lauernden Blicke zusammengeköllert wie ruhende Löwen im Hintergrunde ihrer Zelle, und nach und nach richten sie sich auf und kommen, im Kreise sich bewegend, vorsichtig, langsam vorwärts bis an das äußere Augengitter, und dann gewinnen sie ein dunkles Glühen, eine um sich schauende Flamme, dann sieht man die arbeitenden Gedanken in ihrem Kreise, dann belauschen diese Blicke mit tiefdringender Gewalt und Starrheit sich und alles um sich herum und beobachten aus ihrer Höhle heraus alles, was in der Runde herum geschieht und vorgeht: Menschen, Dinge, Ereignisse, stets auf dem Anschlag, stets sich und die Welt beobachtend. Napoleon spricht langsam, er kehrt das Wort erst erwägend um, bevor er es ausgibt, aber nicht aus Geiz und nicht weil ihm das Wort nicht zu Gebote steht, sondern deshalb, glaub ich, um diesem Worte mehr Sicherheit zu geben, um dem Worte und dem Hörer zu zeigen, daß er sich nicht leichtsinnig von seinen Worten trennt und daß er die Wichtigkeit der Worte kennt, indem er sie nur langsam entläßt. — Ein großer Meister ist Napoleon im Zuhören; man sieht, wie er hört. Er faßt nicht schnell, langsam, aber erschöpfend und für immer. Während der andere spricht,

schält er ordentlich langsam das Gehörte, wirft die Schale weg und behält den Kern. Er sagt zuweilen ganz offen und ehrlich: Dites-moi cela encore une fois, je ne peux pas vous suivre! Eine große Tugend Ludwig Napoleons ist, wie ich aus seiner Umgebung und von andern weiß, er verträgt einen Widerspruch! Er scheint ihn sogar zu interessieren, er hört ihn ruhig an, schweigt und — gibt nie was zu! Sein Wille ist eisern, sein Ausspruch ein Hammer, sein Entschluß ein altnapoleonischer Tagesbefehl: er schneidet alles durch!

Wenn in diesen Briefen die Persönlichkeit des Verfassers nicht sehr empfiehlt, so stellt sich uns der preußische Jurist, der seine Ferien dazu benutzt, Konstantinopel und Brussa zu besuchen, um so liebenswürdiger dar. Es ist eine Ferienreise im vollsten Sinn des Worts, und man wird daher nichts Anderes erwarten, als leichte, flüchtige Eindrücke; aber diese Eindrücke sind so lebhaft wiedergegeben, daß man fortwährend angezogen wird. Am interessantesten ist die Audienz bei Abd-el-Kader, bei dem der Reisende durch Vermittlung des Gouverneurs von Brussa eingeführt wird. Die Reisenden hatten eine endlose Folge von krummen und wüthigen Gassen zu durchwandern, ehe der Führer vor einer Thür stillstand, die in einen geräumigen Hof führte, in dem mehre Araber in ihren weiten Mänteln an einem Springbrunnen sich die Füße wuschen. Eine freie Treppe führte in den Vorfaal eines geräumigen hölzernen einstöckigen Hauses, das in der Mitte des Hofes stand. Abd-el-Kader war grade beim Gebet, nach einer Viertelstunde trat er ein. „Er war von mittlerer Größe. Sein Körperbau, seine Glieder waren fein; aber seine Bewegungen hatten dieselbe anmuthige, elastische Leichtigkeit, die wir an den echt arabischen Pferden bewundern. Er trug einen weiten, togaähnlichen, blauen Mantel von dünnem Wollenzeuge, darunter ein rothes Unterkleid und ein weißes Hemd. Ohne Schuhe oder Strümpfe, waren die Füße bis zu dem Knie bloß, nur der Oberkörper war, während er saß, von dem blauen, anmuthig sich faltenden und schmiegenden Mantel verhüllt. Auf dem Kopfe trug er einen weißen Turban mit blauer Binde. Sein Gesicht war Seele durch und durch. Ein schmales Oval, nur so viel Fleisch, um die Linien zu mildern, leuchtete aus ihm der kühne, kräftige Geist, der den Körper nicht abzehrt, aber schlank und fein erhält, als biegsamer, elastischer Diener seines Herrn. Ein feines Kinn, ein kleiner Mund, eine reine Nase, eine hohe freie Stirn, aber vor allen zwei dunkle große Augen, die Feuer, Sanftmuth und Klugheit vereinten. Ein schwarzer Bart, aber nicht zu dicht, hob die geistigen Theile des Gesichts.“ — Er grüßte freundlich, und ging schnell nach dem Divan, setzte sich, zog die bloßen Füße nach sich hinauf, die ihm während der Unterhaltung als Spielwerk für seine Hände dienten, und erwartete die Eröffnungen der Fremden. Die Unterhaltung hatte ihre besondern Schwierigkeiten. Der Emir

verstehet nur Arabisch, sein Dolmetscher nur Arabisch und Türkisch, der Dolmetscher der Fremden nur Türkisch und Französisch; so mußte jedes einfache Wort doppelt übersetzt werden. Die Reisenden gaben dem Emir ihre Bewunderung zu erkennen, daß er so lange gegen die Franzosen gekämpft. — „Es war meine Pflicht, mein Vaterland zu vertheidigen; ich würde es noch länger gekonnt haben, wenn ich mehr Geld gehabt hätte.“ Wir stören Sie doch nicht? — „O nein, ich freue mich, Fremde zu sehen, der Tag ist ja so lang.“ Dann kam die Rede auf den Krieg gegen Rußland. Abd-el-Kader erwies sich als praktischer Mann, indem er immer zunächst nach den Geldmitteln der kriegsführenden Staaten fragte. Die Reisenden erkundigten sich naiv, für wen er in diesem Kriege Partei nähme. Anfangs verstand Abd-el-Kader die Frage nicht, nach deutlicherer Erfassung sagte er: Für den, auf dessen Seite das Recht ist. — — Geschichten ähnlicher Art, stets sehr unterhaltend, kommen in dem Buch noch mehre vor. Der preußische Jurist hat übrigens eine außerordentliche Theilnahme für die Türken gefaßt, und es scheint, als ob es jedem Reisenden so geht, der unbefangen die natürlichen Eindrücke auf sich wirken läßt. Freilich ist mit solchen unmittelbaren Eindrücken noch nicht alles gesagt, und die Hoffnungen, die hier in Bezug auf die Culturentwicklung der Türkei ausgesprochen werden, scheinen uns etwas voreilig zu sein. Der Verfasser stellt den Koran mit den Katechismen der verschiedenen christlichen ConfeSSIONen in Parallele und kommt zu dem Resultat, daß die mahomedanischen Dogmen dem Bewußtsein der Gebildeten im Abendland näher stehen, als die christlichen. Es kommt aber nicht darauf an, was im Buche steht, sondern was in das Fleisch und Blut der Menschen übergegangen ist; und hier dürfte es doch wol zweckmäßiger sein, mit unsern sittlichen Ueberzeugungen auf dem Boden fest zu wurzeln, wo wir geboren sind. Der Fanatismus der christlichen Völker gegen die Türken konnte aufhören, sobald sie aufhörten, uns gefährlich zu sein, und in diesem Augenblick haben sie sogar unsre lebhaftesten Sympathien, weil sie gegen denselben Feind zu kämpfen haben. Aber der Stamm ist doch zum Untergange bestimmt, wie jedes Volk, das nicht im Stande ist, zu arbeiten, und all unsre Hoffnungen können nur darauf gehen, daß dieser Untergang nicht zu einer Zeit eintritt, wo Rußland davon Gewinn zieht.

Der Feldzug der Verbündeten in Bessarabien und seine Strategie.

Es ist eine Frage, die schon während der vorjährigen Winterruhe lebhaft besprochen wurde und sich in der jetzigen aufs neue und mit mehr Grund als